

WALDSCHEIDENBLATT

zum

Nutzen und Vergnügen.

50

Freitag, den 13. December 1822.

Muth im Scheiden.

Genossen sind die schönen Stunden,
Wie Melodie sind so verhallt,
Wie Abendroth hinweggeschwunden,
Zur Trennung ruft die Glocke bald!

Ich habe oft den Schmerz empfunden,
Wir liebten uns durch manches Jahr;
Die Zeit hat fester nur gebunden,
Was eng und fest gebunden war.

Wie über heitre Thalesgründe
Die schwarzen Wolken Trauer ziehn,
Und Säufellüfte leise, lüde,
Aus allen Blüthenzweigen fliehn:

So dringt ein ahnungvolles Bangen
Auf den verhärteten Busen ein,
Und alle Blüthenträume hanzen,
Ich fühle nur die lange Pein.

Doch kommen Wetter angezogen,
Wir wollen beyde muthig stehn:
Bald glänzt ein heitrer Friedensbogen
Und doppelt strahlt die Sonne schön!

Grosch.

Vom Bohon-Upas oder dem Giftbaum.

(Aus dem Tagebuche eines Reisenden.)

Dieser Baum, der in seinen Wirkungen fürchterlicher ist, als Hunger und Pestilenz zusammen genommen, heißt im Malayischen Bohon-Upas. Ich muß bekennen, daß ich anfangs an dessen Existenz zweifelte,

bis mich nähere Erkundigung von meinem Irrthum überzeugte. Ich erzähle nur Thatsachen, von denen ich Augenzeuge gewesen bin. Der Leser kann sich auf die Treue der Erzählung verlassen. Im Jahre 1774 stand ich als Chirurgus im Dienste der ostindischen Compagnie zu Batavia, und erhielt während meines Aufenthalts verschiedene Nachrichten von dem Bohon-Upas und dessen Wirkungen. Alles, was ich davon hörte, kam mir äußerst unglaublich vor, erregte aber meine Neugierde so sehr, daß ich mich fest entschloß, selbst zu sehen und bloß meiner eigenen Beobachtung zu trauen. Zu dem Ende wendete ich mich an den General-Gouverneur, Herrn Petrus Albertus, wegen eines Passes durch das Land. Meine Bitte wurde mir gewährt, und nachdem ich alle nöthige Erkundigung eingelesen hatte, begab ich mich auf den Weg. Zugleich hatte ich mir ein Empfehlungsschreiben von einem alten Malayischen Priester an einen andern verschafft, der jenem Baum so nahe wohnte, als es sich nur wohnen läßt, nämlich 15 bis 16 Meilen davon. Der Brief war mir von großem Nutzen bey meiner Unternehmung, weil letzterer Priester von dem Kaiser dorthin gesetzt ist, diejenigen zum Tode zu bereiten, die verschiedener Verbrechen wegen verdammt worden sind, sich dem Baum zu nähern, und das Gift, das in seinem Gummi sitzt, zu hoblen. Der Bohon-Upas befindet sich auf Java, etwa 27 Stunden von Batavia, 24 von Soura: Charta, dem Sitz des Kaisers, und etwa zwischen 18 und 20 von Linkjoe, der jetzigen Residenz des Sultans von Java. Er ist ringsum von hohen Gebirgen umgeben, und das ganze

Land umher ist auf 10 bis 12 Meilen gänzlich unfruchtbar. Kein Baum, kein Strauch, ja kein Kraut befindet sich da. Ich habe die ganze Gegend, etwa 18 Meilen von dem Mittelpunct, umher umreiset, und habe das Land überall gleich traurig befunden. Am leichtesten besteigt man das Gebirge von der Seite, wo der alte Priester wohnt, und von seinem Hause werden daher auch die, welche das Gift hohlen müssen, abgeschickt. Man vergiftet allerley Waffen damit, und der Verkauf desselben trägt dem Kaiser ein Beträchtliches ein. Das Gift selbst, welches man zu erhalten sucht, dringt zwischen der Rinde und dem Baum selbst heraus, und ist eher eine Art Kampher als Gummi. Kein Missethäter wird zu Sammlung desselben gebracht, als der das Leben verwirkt hat, wie man sich leicht vorstellen kann. Nachdem ihm das Urtheil gesprochen ist, wird er vom Richter im öffentlichen Gericht gefragt, ob er lieber durch den Henker sterben oder eine Büchse voll Gift vom Upasbaum hohlen wolle. Gemeiniglich ziehen sie das Letztere vor, weil sie da nicht allein noch einize Hoffnung haben, mit dem Leben davon zu kommen *), sondern auch, wenn sie wieder kommen, auf Lebenszeit von dem Kaiser versorgt zu werden. Auch haben sie Erlaubniß, sich noch eine Gunst vom Kaiser auszubitten, die gemeiniglich auf eine Kleinigkeit hinausläuft (laufen muß vielleicht) und gewöhnlich zugestanden wird. Alsdann versieht man sie mit einer silbernen oder schildpattnen Büchse, worein sie das Gift thun müssen, und sie erhalten den nöthigen Unterricht, wie sie sich auf der gefährlichen Expedition zu verhalten haben. Unter andern gebietet man ihnen, sich immer nach dem Winde zu richten, nämlich sich jedes Mahl dem Baum mit dem Wind zu nähern, damit die Ausdünstungen des Baumes immer vom Wind von ihnen abwärts getrieben werden; hingegen sich immer gegen den Wind, aus gleichen Ursachen, von dem Baum zu entfernen. Ferner biethet man ihnen auf, so schnell als möglich zu seyn, weil das ein Hauptrettungsmittel ist. Wenn dieses geschehen, so werden sie nach dem oben erwähnten Priester abgeschickt, wohin sie gemeiniglich von ihren Freunden begleitet werden. An diesem Orte

*) Hauptlich wohl auch mit, weil sie Hoffnung haben, sich neben dem Baume vorbey in eine andere Gegend des Landes zu schleichen.

verweilen sie gewöhnlich einige Tage, um günstigen Wind abzuwarten, und während dieser Zeit bereitet sie der Priester zu dem gefährlichen Schritt durch Gebeth und Ermahnungen beständig vor.

Wenn endlich die Stunde der Abreise herannahet, so zieht ihnen der Priester eine lange lederne Kappe mit zwey Gläsern in der Gegend der Augen über, die ihnen bis an die Brust reicht, und zieht ihnen ein Paar lederne Handschuhe an. Hierauf werden sie noch einige Meilen weit von ihm und den Verwandten begleitet, gehörig zurecht gewiesen, hauptsächlich auf einen Bach aufmerksam gemacht, dem sie folgen müssen, weil der Upas an dessen Ufern wächst, noch ein Mahl ermahnt, eingeseget und so fortgeschickt.

Der würdige Alte sagte mir, daß er nun in den 30 Jahren, die er hier wäre, auf 700 Missethäter so zubereitet und abgeschickt habe, und daß kaum einer aus zehn wieder zurück gekommen wäre. Er zeigte mir hierauf eine Liste der Abgeschickten und Zurückgekommenen, zugleich mit der Anzeige des Verbrechen. Nachher sah ich bey dem Stockhausverwalter zu Soura-Charta eine ähnliche, die vollkommen mit jener überein kam.

Ich selbst habe einige Mahl dieser traurigen Ceremonie beygewohnt und die Verbrecher geberthen, mir einen kleinen Ast oder nur einige Blätter dieses wunderbaren Baumes mitzubringen; ich habe ihnen auch seidene Schnüre mitgegeben, die Dicke des Baumes zu messen, habe aber nichts weiter je erhalten können, als einige trockene Blätter, die man aufgesehen hatte. Alles, was man mir sagen konnte, war, daß der Baum an einem Bach stünde, von mittlerer Größe wäre, und nahe bey sich noch 5 oder 6 kleine stehen hätte; der Boden wäre ein bräunlicher Sand, voller Steine, die ihn fast völlig ungangbar machen; übrigens wüchse umher gar weiter nichts, und alles läge voll todter Körper *).

Ich fragte hierauf den Alten um die erste Entdeckung des Baums und seine Meinung darüber, worauf er mir sagte: In ihrem neuen Alcoran stünde, daß vor mehr als hundert Jahren das Land um den Baum her von einem Volk bewohnt gewesen wäre, das sich ganz den Sünden von Sodom und Gomorpha ergeben gehabt hätte, worauf Mahomet sich zu Gott gewendet,

*) Wohl nicht voll silberner und schildpattnen Büchsen.

der, das schändliche Volk zu strafen, diesen Baum hätte wachsen lassen, der sie alle weggerafft habe. So viel ist gewiß, daß alle Malayen diesen Baum als ein geheiligtes Werkzeug Gottes ansehen, und von dessen Gift zu sterben hat nichts Unehrlisches an sich. Auch bemerkte ich, daß die Delinquenten immer ihre besten Kleider angezogen hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Hohes Alter und Dauer des Menschen, selbst unter den widrigsten Umständen.

Malouet, der Verfasser der schönen Memoires sur l'administration des colonies, erwähnt eines alten Kriegers, der in Ludwigs XIV. Diensten in der Schlacht bey Malplaquet invalide wurde. Der Mann war nach Guayana gegangen und hatte sich am Oyapock niedergelassen, einem Strome, der das französische Guayana an der Südoseite begränzt und es von dem portugiesischen Antheile an diesem Lande trennt. Er mag selbst erzählen:

Sechs französische Meilen von dem Posten Oyapock fand ich auf einer kleinen Insel mitten im Flusse, der hier einen prächtigen Wasserfall macht, einen Soldaten Ludwigs XIV. In der Schlacht bey Malplaquet war er verwundet und als invalide erklärt. Jetzt im Jahr 1777 stieg sein Alter auf 110 Jahre, und seit vierzig Jahren lebte er in dieser Einöde, blind und nackt, immer noch gewandt in seinen Bewegungen, aber mit Nanzeln bedeckt. Abgelebtheit lag zwar auf seiner ganzen Gestalt, aber keineswegs in seinen Bewegungen. Sein Gang und der Ton seiner Stimme waren wie bey einem Menschen vom besten Alter; ein langer schneeweißer Bart floß ihm bis zum Gürtel hinab. Zwey alte Nege innen leisteten ihm Gesellschaft und nährten ihn mit dem Ertrage ihrer Fischerey und des kleinen Gartens, den sie am Ufer des Flusses angelegt hatten. Dieß war noch der ganze Rest seiner ehemals ziemlich ansehnlichen Pflanzung und der schwarzen Sklaven, die ihn nach und nach verlassen hatten. Jene Weiber hatten ihn von meinem Besuche benachrichtiget. Wie glücklich fühlte er sich dadurch! Sehr leicht wurde es mir, den guten Greis zu unterstützen; es fehlt ihm nun nichts mehr; in einer Art von Wohlstande nahet er sich dem Ende seines langen Lebens. Seit einem Viertel-

Jahrhundert hatte er weder Brot noch Wein genossen: es ist begreiflich, daß ihm die gute Mahlzeit, die ich ihm anrichten ließ, sehr angenehme Empfindungen verursachte. Er erzählte mir von der schwarzen Perruque Ludwigs, den er für einen schönen und großen Fürsten hielt, von dem kriegerischen Ansehen des Marschalls Villars, von dem bescheidenen Anstande des Marschalls Catinat, von Fenelons Gutmüthigkeit, vor dessen Wohnung er zu Cambrai Schildwache gestanden.

Im Jahre 1730 war er nach Cayenne gekommen, war Oconom der Jesuiten gewesen, welche damals allein die reichsten Besitzer der Colonie waren, und er selbst war wohlhabend, als er sich am Oyapock niederließ. Ich blieb zwey Stunden in seiner Hütte, erkannt und tief gerührt durch die Betrachtung dieser lebendigen Ruine; tief gerührt über die große Verlängerung eines elendigen Menschenlebens in dieser Verlassenheit, Einsamkeit und Entblößung von aller Hülfe des gesellschaftlichen Lebens. Ich wollte ihn ins Fort bringen lassen; er schlug es ab. Ach, sagte er: das stete Geräse dieses fallenden Gewässers ist für mich ein schöner Genuß, der Reichthum der Fischerey eine reiche Quelle des Auskommens. Da ich ihm eine Nation Brot, Wein und Salzfleisch zusicherte, so blieb ihm nichts mehr zu wünschen übrig. Mit großen Freudenbezeugungen hatte er mich empfangen, aber Thränen rannen über sein ehrwürdiges Gesicht, als ich fortgehen wollte. Er hielt mich am Kleide zurück, und mit dem Tone des Ernstes und der Würde, die dem Alter sowohl ansteht, sagte er, als er ungeachtet seiner Blindheit meine Rührung bemerkte: Warten Sie! — Er kniete nieder, flehte das höchste Wesen an, und gab mir unter Auslegung der Hände seinen Segen.

Der Weinbau auf Madeira.

Die Insel Madeira hat ein herrliches Klima und einen Boden, der die Früchte und Gewächse fast aller Erdtheile hervorbringen kann. Früchte des Nordens und der Wendekreise gelangen daselbst zur größten Vollkommenheit. Vorzüglich gut gedeiht der Weinstock, der die Insel reich und berühmt gemacht hat. Die Weinrebe wurde aus Cypern eingeführt. Der eigentliche Madeirawein wird aus einer Mischung aller hier wach-

senden Trauben gemacht. Nur Molvaſſer und Sercial preßt man einzeln; der erſtere übertrifft alle ſüßen und der letztere alle ſogenannten trockenen Weine. Es gibt hier eine außerordentliche Art Trauben, welche bloß zum Nachriſch dient und von der Größe einer Muſchel-pflaume iſt; die Trauben ſind ſo groß, daß eine derſelben zuweilen zwanzig Pfund wiegt. Die Ranken der Weinstöcke laufen an Geländern aus ſpaniſchem Rohr hin, die etwa drey Fuß über der Erde ſind. Die Weinleſe fängt in den erſten Tagen des Septembers an. Man muß dann die ſonderbare Behutſamkeit brauchen, alle Hunde anzubinden, damit ſie nicht zu den Trauben kommen, wonach ſie außerordentlich lüſtern ſind. Ratten, Eidechſen und Wefpen ſind auch große Feinde (?) der reifen Trauben. Der beſte Wein wächst auf dem ſüdlichen Theil der Inſel; der Moſt hat die dunkle Farbe des Portweins und gährt binnen ſechs Wochen. Täglich werden an 25 biß 30,000 Pipen Wein gekeltert; ehe er aber trinkbar wird, muß er entweder einige Zeit in Madeira liegen, oder nach einem wärmeren Klima verführt werden. Alle nach England beſtimmten Madeira-Weine müſſen erſt eine Reiſe nach Weſt- oder Oſtindien, China oder Braſilien machen. Die Landeigenthümer in Madeira bewirthſchaften ihre Güter nicht ſelbſt, ſondern beſtellen einen Andern dazu, der dafür die Hälfte des Ertrags bekommt.

M i ſ c e l l e n.

Nutzen des Lichtpußens. Durch wiſſenſchaftliche Verſuche hat ſich über die Frage: um wie viel, im Verhältniß zur Länge der Schnuppe, die Helle eines Lichtes abnehme, Folgendes ergeben: Deutet man die Helle eines ſo eben gepußten Talglichtes durch die Zahl Hundert an, ſo wird eben dieſes Licht, wenn es ungepußt eifß Minuten lang fortgebrannt hat, nur noch eine Helle verbreiten, die ſich wie 39 zu 100 verhält; es wird folglich eine Abnahme von 61 erlitten haben. Läßt man das Licht 19 Minuten lang ungepußt, ſo wird die Helle ſich nur noch wie 23 zu 100, und läßt man es 29 Minuten lang ungepußt, ſo wird die Helle gar wie 16 zu 100 ſich verhalten, alſo mit ei-

nem ſechs Mahl ſchwächern Scheine leuchten, als zu der Zeit, wo es eben erſt gepußt war; in demſelben Augenblick aber, wo es gepußt wird, tritt auch ſo- gleich die volle, oben durch die Zahl Hundert ange- deutete Helle wiederum ein. Aber nicht genug, daß ein nicht zu rechter Zeit gepußtes Licht um ſo viel weniger Helle gibt, ſo verzehrt es auch ungleich mehr, nämlich ein und ein Drittel mehr an Talg. Der Nachläſſige alſo, der ſein Licht ungepußt brennen läßt, hat weniger Helle und verbraucht obenein mehr als noch ein Mahl ſo viel Brennstoff.

Mechaniſches Pferd. Ein Schuſter in London hat ein mechaniſches Pferd erfunden, das ſehr ſchnell geht. Es wird durch zwey Arme, welche zwey Räder bewegen und mit zwey an außen befindlichen Hebeln in Verbindung ſind, bewegt, und macht wenigſtens ſechs engliſche Meilen in einer Stunde. Man ſißt auf einem Sattel, und die Füße ſind in Steigbügeln. Der Erfinder hat an einem Tage ſechzig Meilen damit zurückgelegt. (Bekanntlich kann man auf Stelzen in Sandwüſten weit ſchneller vorwärts kommen, als mit den bloßen Füßen, und die Bauern in einigen Sandgegenden Frankreichs bedienen ſich daher derſelben zum Gehen, und thun es einem trabenden Pferde oft an Schnelle gleich. — Wäre es nicht vortheilhaft Sandbahnen anzulegen, um dann auf Stelzen gehen zu können?)

C h a r a d e.

(Dreyſtblig.)

D dürſt' ich nur drücken auf's Erſte ein Küßchen,
Das klatſchend ihr spielt um das niedliche Füßchen,
So wär' ich fürwahr
Das letzte Paar,
Doch räumte ſie gar
Die roſigen Lippen mir ein
So würd' ich gewiß das Ganze nicht ſeyn.

Auflöſung der Charade in No. 49.

Kunſtblatt.